

Rosalía de Castro

Die Tochter des Meeres

(Roman)

Rosalía de Castro

Die Tochter des Meeres

Übersetzung, Kommentar und Nachwort von
© Christian Switek (*Copyright*)

„Alle Rechte vorbehalten“
(*All rights reserved*)

Titel des Originals: *La hija del mar*.
Die Urausgabe erschien 1859 in Vigo.

VORABDRUCK

Inhalt

	Seiten
Das Werk	3-4
Die Autorin	5-6
Der Übersetzer	7
Die Romanübersetzung (Kapitel I und XIV, gekürzt)	8-23
Kommentar (Kapitel I und XIV, gekürzt)	25

Das Werk

1859 veröffentlicht die einundzwanzigjährige Rosalía de Castro ihren ersten Roman *Die Tochter der Meeres* (sp.: *La hija del mar*) in Madrid. Sie widmet das Werk ihrem Gatten Manuel Murguía, den Rosalía kurz zuvor, am 10. Oktober 1858, geehelicht hat.

In ihrem Jugendroman bearbeitet Rosalía de Castro das literarische Motiv des männlichen Verführers —mit dem Naturell eines *Don Juan*—, der die Tugendhaftigkeit der Frauen auf die Probe stellt und unterlegt diesen Handlungsstrang mit einer Art Elektrakomplex. Dabei fließen stark autobiographische Elemente und psychologische Aspekte mit in die Gestaltung ein.

Stilistisch steht Rosalía mit diesem Roman zwischen der Romantik und dem bald aufkommenden Realismus. Gemeinhin werden Werke dieses Typus dem *Costumbrismo* zugerechnet. Im Falle von *Die Tochter des Meeres* trägt eine solche Etikettierung der poetischen Kraft der jungen Schriftstellerin kaum Rechnung, welche sich durch ihren immer wieder zu entdeckenden impressionistischen Sprachgestus Bahn bricht und ankündigt, dass hier eine Wegbereiterin der Moderne schreibt. Deshalb ist Rosalía de Castros Werk auch von den großen Schriftstellern Spaniens literarischer Moderne, wie z.B. Unamuno oder Azorín, verehrt und von García Lorca sogar imitiert worden.

Die Vorgeschichte der *Tochter des Meeres* spielt in Lateinamerika, dem Ziel der vor der Armut im eigenen Land emigrierenden Galicier: Um die junge Candora verführen zu können, muss der mit Teresa verheiratete Pirat aus Afrika, Alberto Ansot, zunächst ihre Tante verliebt in sich machen, da er nur so das Objekt seiner Begierde der Obhut der Tante zu entziehen vermag. Alberto gelingt die Eroberung Candoras, die er während der Seereise nach Galicien verführt, um sie dann in einem galicischen Dorf allein zurückzulassen. Dort wird sie vom Fischer Daniel beschützt. Die Verführte bringt ein Mädchen zur Welt: Esperanza (dt.: *Hoffnung*). Der Pirat kehrt unerwartet zurück, zweifelt an der Vaterschaft des Kindes und tötet deshalb kaltblütig den von ihm als Erzeuger verdächtigten Daniel. Mit diesem Mord zieht er sich den Hass Ángelas zu, der Braut Daniels, die von nun an auf Rache sinnt. Als Alberto wieder in See sticht, nimmt er auch seine neugeborene Tochter Esperanza mit, die er, um sie dem sicheren Tod auszuliefern, auf einer Klippe im Meer aussetzt. Der Roman setzt damit ein, dass der Seemann

Lorenzo, von einem Fischzug kommend, Esperanza an den Strand in der Nähe des Dorfes Muxía bringt, wo er nach einem Zufallsurteil das außerordentlich schöne, engelhaftes Findelkind, die *Tochter des Meeres*, wie im Spanischen Töchter unbekannter Herkunft genannt werden, zur Pflege an Teresa geben muss, welche ebenfalls ein Findelkind ist. Teresa nimmt mit Esperanza ihre Stieftochter in Obhut, ohne zu wissen, dass ihr Gatte Alberto der Vater des Mädchens ist. Fast in dem selben Augenblick, da Teresa ihre Stieftochter Esperanza an sich genommen hat, wird ihr leiblicher Sohn, der aus ihrer seit unbekannter Zeit bestehenden Ehe mit Alberto Ansot hervorgegangen ist, von einer Flutwelle erfasst und ertrinkt im Meer. Zwischen Teresa und Esperanza entwickelt sich eine innige Mutter-Tochter Liebe. Nach langer Abwesenheit erscheint der Pirat Alberto Ansot als diabolische Gestalt bei Teresa und lernt die mittlerweile ca. zwölfjährige Esperanza kennen, die von Fausto, dem Sohn Lorenzos, geliebt wird. Fausto will Alberto daran hindern, die Frauen mit auf sein Anwesen zu nehmen und wird deshalb niedergeschlagen. Auf seinem Gut angekommen, behandelt Alberto seine Gattin Teresa verächtlich, die ihren Mann aber selbst dann noch liebt, als er versucht, Esperanza, die ihn von Anfang an fürchtet, zu verführen, was Teresas Eifersucht weckt. Teresa beschützt ihr Adoptivkind, flieht dann aber ohne ihm aus Albertos Haus. Schließlich gelingt auch Esperanza die Flucht, doch kann sie Fausto, der ihr gefolgt war, um sie zu retten, nur noch tot auffinden, worauf sie den Verstand verliert. Teresa setzt aus Rache Albertos Landsitz in Brand. Als Alberto die todgeweihte Esperanza bei dem befreundeten Doktor Ricader wiederfindet, wandelt sich seine Liebe in religiösen Respekt. Er bereut sein Verhalten Candora gegenüber, die als ebenfalls dem Wahnsinn anheimgefallene, geisterhafte Erscheinung zurückkehrt und ihren Verführer Alberto Ansot verfolgt. Da er glaubt, dass Esperanzas Todesstunde gekommen sei, versucht er, sich ihr zu nähern, doch sie flieht. Später kommt Esperanza mit Hilfe Ricaders wieder zu Verstand, der Ángela indirekt beauftragt, Esperanza über ihre Herkunft aufzuklären. Alberto wird von Ángela angezeigt, während Teresa auftritt, um sich ebenfalls an ihrem untreuen Gatten zu rächen. Doch ihre Liebe zu ihm hindert sie daran. Teresa offenbart Alberto Ansot, dass Esperanza seine Tochter ist, und warnt ihn vor der Verhaftung. Aber es ist zu spät: Der Pirat, Mörder und Verführer wird festgenommen und gehängt. Im Schlusskapitel suchen sich vergeblich die Stimmen von Teresa und Esperanza, die schließlich Selbstmord begeht. Teresa küsst den an den Strand gespülten Leichnam noch einmal, ehe ihre Adoptivtochter wieder im Meer

verschwindet.

Die Autorin

Am 24. Februar 1837 wird Rosalía de Castro als „Tochter unbekannter Eltern“ in Santiago de Compostela geboren. Doch ihre Eltern sind keineswegs „unbekannt“: Die Adlige Teresa de Castro und der Priesterseminarist José Martínez Viojo befürchten zurecht gesellschaftliche und klerikale Sanktionen. Denn es gilt als Schande und Sünde, dass ein Kind im Zölibat gezeugt wird. Das unehelich geborene Kind entgeht dem Waisenhaus, da die Eltern entscheiden, dass Rosalía bei der Familie des Vaters aufwächst.

Um 1850 nimmt die Mutter ihre Tochter bei sich in Santiago auf. Zwischen den beiden entwickelt sich ein sehr inniges Verhältnis. Rosalías außergewöhnlicher Charakter, ihre Intelligenz und ihr kulturelles Interesse führen die junge Frau schon bald in die literarischen Kreise des *Liceo de Santiago*, wo Studenten, Intellektuelle und Literaten wie Eduardo Pondal oder die intimen Freunde unserer Autorin, Aurelio Aguirre und Manuel Murguía, ihr späterer Ehemann, ein und aus gehen. Sie wird dort wohlwollen aufgenommen und in dem von Männern dominierten Lyzeum respektiert und anerkannt.

Ihre galicische Lebensfreude, ihre Sorge um soziale Gerechtigkeit und ihr Interesse an Land und Leuten paart sich aber schon bald mit einer existentialistischen, ja sogar pessimistischen Lebenshaltung, Frucht einschneidender Erlebnisse, die Krankheit, Tod und Enttäuschung in ihr Leben gesät haben.

In den *Galicischen Gesängen* (gal.: *Cantares Gallegos*, 1863) finden wir ein Gedicht, welches das Marienfest *Nosa Señora da Barca* (dt.: *Unsere Liebe Frau vom Nachen*) gewidmet ist. Im September 1853 hat Rosalía zusammen mit dem befreundeten Geschwisterpaar Eduardo und Eduarda Pondal dieses Wallfahrtsfest besucht. Die beiden jungen Frauen infizieren sich dort mit Typhus. Rosalía überlebt das tödliche Nervenfieber, ihre Freundin Eduarda jedoch nicht. Sie stirbt einen qualvollen Tod. Diese Verquickung von Lebensfreude, Krankheit, Schmerz, Tod und Trauer werden Rosalía de Castros Schreiben in Zukunft prägen. Kurz vor ihrer Hochzeit mit Manuel Murguía im Oktober 1858 findet man Aurelio Aguirre, den engen Freund des Ehepaares, leblos am Strand in La Coruña auf. Rosalía veröffentlicht noch 1859 in der Gedenkschrift zu Aurelios Tod eine Elegie, in der sie den schmerzvollen Verlust ihres geliebten Freundes beklagt. Der nächste Schicksalsschlag trifft unsere Dichterin 1862 mit dem Tod der Mutter. Die Trauernde verarbeitet ihren Schmerz literarisch in gut zwanzig Gedichten, die sie ein Jahr später als

unter dem Titel *A mi madre* (dt.: *Für meine Mutter*) herausbringt. Mit dieser Art von Trauerarbeit schlägt Rosalía de Castro eine Brücke von der elegischen Dichtung eines Jorge Manrique zu den großen Lyrikern der Moderne Federico García Lorca oder Rafael Alberti.

Es verwundert nicht, dass auch in ihrem ersten Roman *Die Tochter des Meeres* (1859) Liebe und Tod zwei thematische Konstanten sind.

Ihre größten literarischen Erfolge feiert Rosalía ab 1863 fast etwas ungewollt im Bereich der galicischen Lyrik. Denn ihr Gatte ist die treibende Kraft hinter der Veröffentlichung der bereits erwähnten *Cantares Gallegos*, welche unsere Autorin mit einem Schlag berühmt machen. Es sind in der Folge auch in erster Linie die *Cantares...*, für die Rosalía de Castro als *Wiedererweckerin* der galicischen Sprache und Mutter der galicischen Nation gefeiert wird. Der zweite und letzte Gedichtband auf Galicisch, *Follas Novas* (dt.: *Neue Blätter*), erscheint 1872, in dem das berühmte Poem *Negra Sombra* (dt.: *Schwarzer Schatten*) abgedruckt wird, welches zur Chiffre ihrer dunklen Lyrik wird. Die beiden Hauptwerke der Galicischen Literatur des 19. Jahrhunderts harren noch auf ihre deutschsprachige Übersetzung. Das gleiche Schicksal erleiden Rosalías Prosawerke, wie z.B. *Flavio* (1861), *Der Ritter mit den blauen Stiefeln* (sp.: *El caballero de las botas azules*, 1867) und *Der erste Wahnsinnige* (sp.: *El primer loco*, 1881), um nur einige zu nennen.

Die Abhandlung der *Costumbres Gallegas* (dt.: *Galicische Sitten*, 1881) markiert einen Wendepunkt im Schaffen unserer Dichterin, denn es kommt es zu einem Skandal um ihre Person und zum Bruch mit den Kulturträgern der Galicischen Renaissance, da sie die angebliche galicische Sitte des Beischlafs als Gastgeschenk thematisiert. Bis zu ihrem Tode im Jahre 1885 veröffentlicht Rosalía nichts mehr auf Galicisch.

Als bedeutendstes lyrisches Werk Rosalía de Castros in spanischer Sprache gilt die 1884 veröffentlichte Gedichtsammlung *En las orillas del Sar*, die 1987 von Fritz Vogelgsang unter dem Titel *An den Ufern des Sar* ins Deutsche übersetzt wurde. In ihrem Hauptwerk versammelt Rosalía Gedichte, die sprachlich und thematisch als wegweisend für die moderne Lyrik angesehen werden.

Als Rosalía de Castro am 15. Juli 1885 in dem kleinen Ort Padrón bei Santiago de Compostela stirbt, verliert Galicien an diesem Tage seine innovativste Dichterin der Zeit.

Der Übersetzer

Christian Switek (*1967) studierte Romanistik, Kunstgeschichte, Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Geschichte in Göttingen, Bochum und Dresden. Während seines Studiums erweiterte er seine Sprach- und Fachkenntnisse als ERASMUS-Student in La Coruña und als DAAD-Stipendiat in Barcelona. Dort erlernte er die jeweiligen offiziellen Regionalsprachen (Galicisch und Katalanisch) und fand das Thema für seine Masterarbeit über über Rosalía de Castro. Nach seinem Masterexamen war er zunächst in Santiago de Compostela didaktisch tätig, anschließend Volontär beim SWR in Mainz. Zudem rezensierte er Publikationen zur galicischen Literatur und Anthropologie für die Zeitschrift *Iberoamericana*. Im Jahre 2002 legte er das zweite Staatsexamen ab und ist seitdem hauptberuflich als Spanischlehrer tätig. Aufgrund seiner intensiven Spanienstudien, seiner ausgedehnten Auslandsaufenthalte und der langjährigen Lehre der spanischen Sprache und Literatur ist er ein ausgewiesener Kenner der literarischen, kulturellen und politischen Besonderheiten Spaniens.

Kapitel I

Petri heil!

Sie war so milde und freundlich wie ein Engel...

Van der Welde

Der Nachmittag war heiß und der Wind blies heftig gen Südwest.

Am Strand hörte man Rufen und Gejohle.

-Vorwärts, vorwärts!, schrien die Seeleute heiser und zurrten hastig die dicken, vom Salzwasser durchtränkten Hanfseile um ihre sehnigen Arme.

[...]

Sie sahen nun fast wie ein paar Wilde aus.

So feuerten sie sich gegenseitig mit Flüchen und Verwünschungen an, schrien ihre Namen heraus, die dröhnend an der Felsküste widerhallten, während ihre krausen, verfilzten Haare und sonnengegerbten Gesichter vom Wind gezeißelt wurden.

Dicht gedrängt standen sie zusammen, Körper an Körper bewegten sie sich rückwärts und stießen dabei die breiten Füße mit voller Wucht in den Sand des Strandes hinein; jeder einzelne von ihnen sah aus wie ein neuer Herkules⁷, der bereit dazu war, mit den Naturgewalten zu kämpfen.

Das Meer begann dumpf zu brodeln, und als es sich aus seinem dunklen Bett erhob, zerstoben die Wellen an den Felsen. Die Gischt bespritze die blauen Seemannshemden, unter denen sich ihre kräftig zuckenden Leiber abzeichneten, welche dazu berufen waren den unerbittlichen Jahreszeiten und den Unbilden der Witterung zu trotzen, welche in diesem trostlosen Winkel der Welt fast immer, mehr als nirgendwo sonst, erbarmungslos und grausam sind.

Derweil tauchten nach und nach die Fischerinnen auf den gewundenen

Wegen auf, die zum Strand führten. [...]

Auf einem dunklen und abgelegenen Pfad erschien eine junge Frau, die von allen anderen mit besonderen Ergebenheitsbekundungen empfangen wurde.

Sie trug einen Jungen auf ihrem Arm, welchem erst wenige Lenze zugelächelt hatten und um den sie sich so liebevoll kümmerte, dass es ohne Zweifel ihr Sohn sein musste, obwohl sie selbst wohl kaum achtzehn Jahre zählen mochte.

[...]

Als sie zu den anderen Fischerinnen kam, nahm sie unter ihnen Platz und richtete bescheiden, doch zugleich auch anmutig das Wort an sie, was ihrem Antlitz einen besonderen Ton verlieh, ein Zusammenspiel von heiteren und melancholischen Gedanken, von Fröhlichkeit und Traurigkeit.

[...]

Da die jungen und kräftigen Gebirgstöchter am Strand umherstreiften, erfüllten sehr bald schallendes Gelächter und fröhliche Stimmen die Stille des Ufers und kündeten den Bewohnern von ihrer wilden Schönheit.

[...]

Bleierne Wolken verdunkelten allmählich den Himmel und Blitze spiegelten sich auf den nun dumpf tosenden Wellen, die einen verheerenden Anblick boten, dort auf dem weiten, sich fast bis zur Unermesslichkeit ausdehnenden Ozean.

Anfangs blieben die traurigen Vorzeichen des aufkommenden Sturms unbeachtet und deshalb hörten weder das Gelächter auf noch das Gejohle jener ausgelassenen Freude, aber als der Lärm des ersten Donners über die Wellen rollte und den Strand erbeben ließ, schmerzte er in den Ohren der armen Frauen, welche glaubten, in ihm den Zorn Gottes zu erkennen, der sich nun den

Sündern offenbart; sie rückten zitternd näher zusammen, so als ob sie auf diese Weise ihre eigene Schwäche mit fremder Angst und fremder Schwäche in Sicherheit wiegen wollten; sie knieten nieder, schützten ihre Köpfe mit den noch leeren Körben vor dem Regen und stimmten jedes Mal leise ihre Gebete an.

Die Seeleute nahmen jedoch an diesen Gebeten nicht teil, sie sorgten dafür, ja ihre Arbeit in größter Eile zu beenden.

Kniehoch wurden sie von immer größer werdenden, aufgebrauchten Wellen bedrängt und sobald diese an den Felsen zerschellten, ertönte eine düstere Musik, die sich mit dem Brausen des Sturmes und den Gebeten jener furchtsamen Frauen vermischte.

Es klang wie eine Höllensymphonie aus dumpfen Getöse und schrillum Zischen, Verwünschungen und erregtem Stöhnen.

Der verdunkelte Himmel, die blanken Felsen, das siedende und bedrohliche Meer, alles erstrahlt in dem leuchtenden Funken und in den gleißenden Blitzen, die vor unseren Augen flimmern wie ein feuriger Blick, der ebenso schnell aufleuchtet wie er wieder vergeht und uns mit seinem unaufhörlichem Zucken immer stärker blendet; all das bot ein Schauspiel aus Licht und Finsternis, so könnte man es nennen, so verwirrend und so prächtig, dass es schwer zu erklären war, ob es Schrecken oder Bewunderung verursachte.

[...]

Teresa war die einzige Person, welche mit ihrem alles ringsumher erleuchtenden Blick, der von einer seltsamen Mischung aus Neugier und Angst geprägt war, die strahlenden Lichtblitze beunruhigt verfolgte, welche die Größe des Ozeans mit seinen tiefen Abgründen und seinem Zorn zeigten, der an dieses andere Wesen erinnert, das mächtiger ist als wir.

Schließlich hörte man inmitten dieses Tumults einen Freudenschrei; die

Fischerinnen standen hastig auf und eilten zum Strand, um den silberglänzenden Fang, welchen ihnen das Meer soeben überreicht hatte, in ihre Körbe zu füllen.

Mit ihrem Kraftakt hatten die Seeleute den Kampf gegen den Sturm gewonnen.

Der Nachen, welcher den fischgefüllten Zipfel des Netzes im Schlepptau führte, war bereits vom Triumph gekrönt, als er sich den Blicken der an Land wartenden Menge zeigte, da er die mächtige Klippe umschiffte, die mit ihren Zinnen und Türmen einer Feudalburg glich und *Peñón de la Cruz*⁸ genannt wurde.

An Bord herrschte eine ungewohnte Freude und Jubelstimmung und das, obwohl der Sturm noch immer das Ruder zu zerbersten und die Takelage zu zerreißen drohte.

[...]

Von den Frauen war jede einzelne dazu bereit, ihren gesamten Tagesfang herzugeben, wenn sie nur als erste erfahren würde, was sich dort auf dem nahenden Nachen abspielte.

Endlich stieß er ans Ufer, einige Seemänner sprangen an Land und einer von ihnen hielt fürsorglich schützend ein Bündel in seinen Armen.

[...]

Sanft und süß wie eine Melodie konnte man das kraftlose Jammern eines Neugeborenen und zugleich das Grollen des Donners hören, der in der Nähe widerhallte, so wie das gleißende Licht des Blitzes sehen, der zuvor das Unschuldsbild, welches in den starken Armen Lorenzos ruhte, erleuchtet hatte.

[...]

Alle wollten sie dieses schöne Geschöpf für sich haben, sie alle wollten dem Mädchen Eltern sein, jenem Kind des Zufalls.

Lorenzo wollte sich vor allem mit Geschrei durchsetzen und, was noch besser war, mit treffsicheren Fäusten, die, wie Dumas sagen würde, imstande waren einen Bretonen¹⁵ davon zu überzeugen, was ihm weder durch seine Argumente gelingen sollte, noch der gute Wille seiner Kameraden zugestehen wollte.

Schließlich entschieden sie sich dazu, ein Zufallsurteil¹⁶ anzunehmen.

Das Urteil fiel auf das Findelkind Teresa; und so sah man, wie diese Streunerin das Kind, welches genauso arm und enterbt war wie sie selbst, unter ihren Schutz nahm.

[...]

Lorenzo übergab ihr das Mädchen so gefühllos, wie er nur gegenüber irgendjemanden hätte sein können und sagte zu ihr:

-Hier bekommst du eine sehr wertvolle Perle; ich überlasse sie dir unter der Bedingung, dass du ihr eine gute Mutter bist; aber auch ich für meinen Teil will mich ihr Vater nennen, sodass du ihr meinen Namen lehrst, sobald sie deinen herausstammelt, damit sie mich auf diese Art und Weise kennenlernt und mich dann nicht weniger liebt als dich, verstehst du das?

Und als er sich mit dem Hemdsärmel eine Träne abwischte, die still über seine gebräunten Wangen rollte, kehrte er denen, die ihn ansahen, so den Rücken, als ob er ihnen gegenüber die unwürdige Schwäche eines alten Seemannes verbergen wollte.

[...]

Ihre Freude war groß, aber es stand geschrieben, dass ihre Seele noch an diesem Tag die stärksten Erschütterungen werde erleiden müssen, die größten Schmerzen, die das Herz einer Mutter zerreißen können.

Ihr rosiger, blonder, schöner und vor allem ungezogener Sohn vergnügte sich gerade dabei, mit seinen schwachen Füßchen die größtmögliche Strecke

abzuschreiten, wobei er bei jedem Schritt in den Sand fiel. Er war aber mittlerweile so nah an das Ufer herangegangen, vielleicht um mit seinen kleinen Händen diese grünen Wellen zu fassen, die phosphoreszierend im Licht der Blitze glänzten, dass die Gefahr, der er sich in seiner Unschuld aussetzte, immer näher kam.

Plötzlich fegte ein starker Wind über alle Wellen hinweg und warf sie an den Strand: das Meer stieß ein fürchterliches Brüllen aus, und die schwache Mauer aus Sand schien ihn retten zu wollen, indem sie sich dem Meer in den Weg stellte und sich der Flut widersetzte.

[...]

Vom Brausen des Sturmes ertränkt, bahnte sich dann ein leichtes Jammern den Weg, ein Mitleid erregender Seufzer, der in die Herzen derer drang, die es hörten, und diesem Seufzer folgte ein herzerreißender, qualvoller, durchdringender Schrei, der einem das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Teresa musste mit ansehen, wie ihr Sohn gerade von diesem Wasserwirbel mitgerissen wurde, von dieser unerbittlichen Bestie Meer, die niemals zurückgibt, was sie einmal in ihrem Grund aus Sand begraben hat.

-Mein Sohn! Mein Sohn! -stammelte sie wie wahnsinnig und sie wollte sich ins Meer stürzen, um ihr Kind zu retten-. Mein Sohn!..., mein armer unschuldiger Junge..., mein geliebter Junge, mein Liebling!

Und sie fiel bewusstlos in den Sand.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, schien sie einige Augenblicke lang zu überlegen: ein Tränenstrom überschwemmte ihr Gesicht. Doch ihr Kummer wurde vor allem durch das sie bedrückende Übermaß der Schmerzen ein wenig besänftigt, und so schien sie in den Augen derjenigen, die um sie herum standen, zwar entmutigt doch gefasst zu sein.

Sie fragte nach ihrer Adoptivtochter, die sie ihr sogleich zeigten. Sie war

schön wie eine in der Sonne und im Morgentau gebadete Blume.

Sie wickelte das Mädchen in ihr Tuch und versuchte es an ihrer Brust in den Schlaf zu wiegen. Dann machte sie sich stillschweigend in Richtung ihrer ärmlichen Bleibe auf, nicht ohne dem stürmischen Meer einen schmerzhaft traurigen und inständigen Blick zuzuwerfen.

Diejenigen, welche sie fortgehen sahen, spürten Teresas leidgeplagtes Herz.

Donner und Blitz waren die Einzigen, welche sie auf dem dunklen und trostlosen Scheideweg begleiteten, der zu ihrer ärmlichen Herberge führte.

Kapitel XIV

Das Begräbnis

Des ouvriers portèrent le corps.

Aucun prêtre ne l'accompagna.¹

Goethe²

[...]

Esperanza war krank und schwach, sie lag ausgestreckt auf dem feuchten Boden, um sie herum standen murmelnd sich bekreuzigende Frauen; der Dämon des Aberglaubens drohte auch diesen schwachen, schwärmerischen Geistern; das Bild war eines düsteren Malers würdig, aber, wer war in der Lage es in seiner ganzen Rohheit auszudrücken? Eine Frau sagte dort:

-Dieses Mädchen muss vom Teufel besessen sein; woher kam sie, wo war sie denn die ganze Zeit seit ihrem mysteriösen Verschwinden verblieben? Welcher böse Geist brachte sie zu uns gerade in dem Augenblick, als Fausto starb? Er kommt vielleicht durch ihre Seele..., lassen wir sie hier liegen; nach unserem Gebet dürfen wir nicht mehr hier bei ihr bleiben; es kann sein, dass sie stirbt und sie uns mit dem Todeshauch anweht.

Und es war eine da, die sagte:

-Lasst uns für ihre Seele beten!

Eine andere antwortete:

-Lasst uns fliehen, denn wenn sie eine von uns mit dem *Todeshauch* anweht, wird diese das gleiche mit einer anderen machen müssen, und so wird es wie ein verfluchtes Erbe immer weiter gehen, wenn nicht an einem Ort drei Marias³ zusammen sind, die des Nachts zum Leichnam gehen, um von ihm das letzte Leben zu erbitten, das er genommen hat...

Aber in dem Moment, als die Glocke zum Gebet rief, erhoben sich die Frauen wie von einer Hand bewegt und nahmen Reißaus, doch beteten sie für die Seele derjenigen, die sie für vom Teufel besessen hielten und sie baten den Herrgott um einen schnellen und leichten Tod für sie.

Manchmal sind es seltsame Bitten, welche die Menschen an den Allmächtigen richten. Einen schnellen und leichten Tod! Als ob es einem Sterblichen jemals leicht fallen könnte zu sterben!...

Seht nun das arme Mädchen, das einsam und verlassen auf der Welt ist, ohne auf ihrer Stirn den zärtlichen Kuss zu spüren, der die Bitterkeit aller Existenzen versüßen soll!... Lorenzo hält am Leichnam seines Sohnes Totenwache! Jede Familie zieht sich an ihren eigenen Herd zurück; und als sich die ersten Schatten der Nacht über die Erde ausbreiten, segnet die Mutter das Lager, in dem ihre Leibesfrucht ruht und der kleine Bruder umarmt seinen Bruder bevor der Schlaf ruhig seine Lider schließt!...

Aber das elternlose Kind, die namenlose Waise, den Verbannten, sie treibt es in diesen Stunden süßer Zurückgezogenheit schmerzvoll um. Hört genau hin und ihr werdet inmitten der Stille, die den Raum zur Ruhestunde beherrscht, das Wimmern dieser armen Opfer vernehmen, die der Zufall in den Weltensturm geworfen hat.

Euch, meine Herzensschwester, Schwestern des schwachen Geschlechts, euch, die ihr zärtliche Gefühle und eine mitfühlende Seele besitzt, euch flehe ich an, dass ihr eure Hand über diese schutzlosen Wesen haltet, die auf der Erde umherstreifen wie einsame, kalte Schatten, wie ein Blatt, das die widrigen Winde mit sich fortreißen. Lasst uns Frauen über sie unsere schützende Hand halten...; sind sie nicht die Frucht unserer Schwäche oder unseres Verbrechens?...

Als Esperanza aus ihrem fiebrigen Traum erwachte, erleuchtete der Mond schon mit seinen blassen Strahlen die dunkle Stube; sie sah sich allein und versuchte sich zu erinnern.

Aber, wie bitter waren ihre Erinnerungen! Ihre kranke Phantasie tat nicht mehr als sie mit der beharrlichen Erinnerung an Fausto zu quälen..., sie sah ihn bewegungslos daliegen und stillschweigend seinen kalten, glasigen Blick auf sie heften!...,

*um einen toten Körper herum gibt
es immer tiefe Einsamkeit und Vergessen,⁴*

wie Espronceda gesagt hat, denn selbst die unwissendste Ehrfurcht vor dem fürchterlichen Mysterium des Todes kann den Anblick einer Leiche nicht ohne einen geheimnisvollen Schrecken ertragen.

Als Adam zum ersten Mal den Leichnam seines Sohnes Abel sah, musste er entsetzt aufschreien, wie es Byron erzählt:

Der Tod ist in der Welt!...,⁵

denn so knappe wie strenge Worte stellen mit einem Schlag den Schrecken dar, welchen unser erster Vater in diesem Augenblick gespürt haben muss...; wie merkwürdig war es nun, dass das arme Mädchen so sehr von der Erinnerung an Fausto erschreckt wurde, tot und verlassen inmitten der Stille und Ödnis dieses wüsten Strandes? Und war es nicht merkwürdig, dass sie, aufgewühlt von

dieser schrecklichen Erinnerung, barfuß aus der Hütte flieht und sich dem weißen, jungfräulichen Schoß der Winterkälte aussetzt? Wohin geht sie? Wohin führt sie der Wahn, welcher sich ihrer Seele bemächtigt hat?

Die *Tochter des Meeres* begibt sich zu den einsamen Ufern, wo sie den Geliebten ihrer Seele zurückgelassen hat, und so wie die Gattin des Hohelieds ihn überall suchen wird, wird sie die Wächter nach demjenigen fragen, der ihr Herz so abgöttisch liebt, sie wird die Gegend durchstreifen und den Raum mit ihren schmerzvollen Seufzern erfüllen und sie wird nicht eher ruhen, bis sie das findet, was sie verloren hat, denn sie ist tödlich verletzt wie die Schwalbe, die sie leblos zu Füßen dessen hat fallen sehen, der ihr ihre Kinder geraubt hat.

Es war die reinste, klare Nacht, sie besaß diese kalte Transparenz, welche den Winternächten eigen ist; der Mond erhellte die Erde mit blassgelbem Glanz, den man mit dem frühen Licht des Morgengrauens zu verwechseln pflegt; und sein Licht verlieh den Hütten, Bergen und Tälern einen gewissen phantastischen Ton, der die unfruchtbare Natur wundersam erstrahlen ließ; das Meer hob sich ab wie eine bläulich bewegliche Ebene, und manchmal, wenn das Wasser vom Schimmer des Mondes glänzte, schien es als lösten sich flüchtige Blitze oder kleine Sternschnuppen aus der dichten Masse heraus, die grauen, bleiernen Dämpfen glich.

Lange Zeit wanderte Esperanza in Richtung des Strandes, teilnahmslos und so als ob sie völlig geistesabwesend war. Als sie an der kleinen Einsiedelei San Roque⁶ ankam, die sich mitten auf einer das ganze, weitläufige und sandige Gestade beherrschenden Anhöhe einsam erhob, stieß Esperanza einen zitternden, furchteinflößenden Schrei aus. Sie lief zu der armen Einsiedelei, deren angelehnte Tür den schwachen Kräften der Unglücklichen nachgab.

Sie trat nun in die Kirche ein, durchschritt das einfache, dunkle Gewölbe des Gotteshauses, fiel zu Füßen des einzigen Altars, den es dort gibt, auf die

Knie und rief:

-Heiliger Vater! Heilige Jungfrau, Maria Dolores! Habt Erbarmen mit mir! Sie verbarg ihr Antlitz in einem Winkel des kleinen Altars und bedeckte ihre Augen mit den Händen, so als ob sie die mysteriösen Lichter noch immer bedrängten.

Schmerzvoll drangen aber auf einmal Stimmen an ihr Ohr und verängstigten jenen schwachen Geist; sie hoben zu einer Art tiefem Trauergesang an, eine düstere, heisere Totenklage, die das Mädchen mit Grauen erfüllte. Man hörte sie immer näher kommen, und Esperanza, einem instinktiven Impuls folgend, schloss die Tür der Einsiedelei und stellte ihre schwachen Kräfte denen entgegen, die sie, wie sie dachte, holen wollten; ein armer verletzter Vogel, der in dem Glauben lebt, Kraft zu haben, mit gebrochenen Flügeln vor dem Bösen fortzufliegen, das sie doch in ihrem Herzen trug.

Die Neugier, die Furcht, das Sonderbare jener Stimmen trieben sie trotz allem an, mit beunruhigtem Blick zu erspähen, was nur wenige Schritte von ihr entfernt vor sich ging, denn es hatte den Anschein, nicht von dieser Welt zu sein. Aber ihr Körper sollte auf die kalten Steine des Kirchenbodens sinken, denn beim Anblick des mysteriösen Schauspiels erschauerte sie vor Entsetzen und flüsterte mit schmerzerfüllter Stimme:

-Mein Gott! Hab Mitleid mit mir! Erlaube nicht, Herr, dass sich mir die Geister nähern und mich mit sich reißen.

Es war wahrhaft seltsam, was dort geschah; einige Männer, die düster aus der Dunkelheit hervortraten, ließen die schwankenden Lichter, die sie in den Händen trugen, immer wieder aufleuchten und sie näherten sich in kreisendem Gang dem Heiligtum wie schwebende Gespenster; Lichter, deren blasser Schimmer im Wind flackerte und die den Gesichtern der Männer ein

unheimliches und trauriges Aussehen verliehen; Stimmen, welche die Luft mit trostlosem Ächzen erfüllten; sie trugen die schwere Last eines weißen Bündels mit sich; alles war geheimnisvoll und führte dem verstörten, angstvollen Blick Esperanzas ein Bild vor Augen, das sie mit Schrecken erfüllte.

Die mysteriöse Prozession blieb vor der Tür der Einsiedelei stehen; die Männer sanken auf die Knie; sie nahmen einen Olivenzweig aus einem schwarzen Krug, mit dem sie den weißen Ballen besprenkelten und murmelten gleichzeitig ich weiß nicht was für eintönige Bittgebete, welche das Geheimnis und die Trauer um dieses unvergleichliche Schauspiel noch vergrößerten.

Alles glich in diesem Moment einer Teufelsbeschwörung, einer Versammlung vom Teufel besessener Wesen, die alsbald ihr Opfer darbringen wollten, welches sie mit ihren rauen Händen dorthin geschliffen hatten und das schon dem mächtigen Einfluss der Hölle unterworfen war.

Die flirrenden Lichter, die düsteren, schwarzen Gesichter, das traurige, heisere Beten und die Totenstille, welche den ganzen Raum beherrschten, bildeten ein unheilvolles Ganzes, das auch den stärksten Geist hätte verzagen lassen.

Was taten diese Männer?

Sie könnten auf diese Frage antworten, wie die Hexen Macbeths...⁷

-Ein namenloses Werk! -und sie würden die Wahrheit gesagt haben.

Aber Esperanza, die einzige Zeugin dieser seltsamen Szene, ersparte es sich, die Frage zu stellen; nachdem so viel Weihwasser versprengt und unheimliche, trübsinnige Gebete getan wurden, sah sie einen Mann aus dem magischen Kreis heraustreten, der sich zur Tür des Heiligtums begab und ausrief:

-Herr, du siehst, dass wir deine heilige Stätte nicht entweihen und dass wir denjenigen aus deiner Kirche fern halten, welchen du zuvor deine Gnade

versagtes. Herr, aus demselben Grund bitten wir dich, dass du uns von Verwünschungen und bösen Blicken befreist und dass du es nicht zulässt, dass uns die Seele des Toten hier auf Erden störe; wenn es dein Wille ist, so nimm die arme Seele zu dir, damit sie sich an deiner heiligen Herrlichkeit erfreue.

-Amen! -antworteten die Übrigen.

Dann knieten alle auf den Boden nieder und flüsterten im Chor:

-Oh Herr, reinige dieses Land von Pestluft und vergifteten Dämpfen!

-So soll es sein! -antwortete derjenige, der zuvor gesprochen hatte.

Nach diesen sonderbaren Anrufungen stellte sich die tiefste Stille ein und dieses *So soll es sein!* erklang in düsterem Ton: man könnte sehr gut sagen, dass der Lebenshauch, welcher sich bald in jenen Wesen regte, mit dem letzten Wort, welches von ihren Lippen kam, ausgestoßen wurde...

Dann ging ein Windstoß über die unbewegliche Schar hinweg und einige Lichter erloschen, andere begannen zu flackern, so dass das weiße Tuch aufflatterte, um den Blicken der so seltsamen Versammlung das Geheimnis zu offenbaren. Esperanza legte ihren unruhigen, hitzigen Blick fest auf das Bündel, aber vergebens; der Wind ging, das Tuch sank langsam auf die Erde und alles kehrte zu seiner vorherigen Ruhe zurück, die wieder vom Krächzen des Raben unterbrochen wurde, der seiner Beute folgte. Das bedrückende Geräusch seines Fluges klang wie das tiefe Atmen eines Geistes der Finsternis; man hörte ein trauriges Ah! und das spröde Knarren der rostigen Türangeln; Esperanza entrang sich unwillkürlich ein durchdringender Schmerzensschrei, und all das formte sich zu einem merkwürdigen Klanggebilde, welches die noch immer auf Knien betenden Männer aus ihrer Andacht aufschrak.

-Habt ihr das eben gehört? -fragte einer-. Viele Lichter sind erloschen, -bemerkte ein anderer-, das Krächzen des Raben hallte unter uns wider, und wenn ich mich nicht täusche, so kam ein stummer Schrei aus dem Inneren der

Einsiedelei, gleich dem Ächzen einer verdammten Seele -und als er dies aussprach, erbleichte sein Antlitz und seine Stimme begann vor beklemmender Seelenangst zu zittern.

-Ja, wir haben es auch gehört, antworteten seine Kameraden-, und all das sind Unheil verkündende Zeichen; lasst uns fortgehen, lasst uns so schnell wie möglich fortgehen, sonst werden uns noch fürchterliche Dinge zustoßen...

Und so nahmen sie das weiße, verlassene Bündel wieder auf und machten sich auf den Weg, der zum Strand hinab führte, doch vorher sollte noch jemand fragen:

-Und die Stola?

-Wir werden sie auflegen, sobald wir dort sind, antwortete derjenige, welcher wie der Wortführer unter ihnen aussah.

Und Esperanza folgte ihnen stillschweigend, ohne zu wissen wozu oder warum, es war vielleicht eine unwiderstehliche Kraft, die sie antrieb, den Männern nachzugehen. Der geheimnisvolle Trauerzug hielt schließlich auf einem der höchsten Felsblöcke der Küste an, zu dessen Füßen das Meer mit schwermütiger Stimme klagte. Sie legten die weiße Last auf die Spitze des rauen Felsens und bedeckten das Bündel mit der Stola; der Wind rollte unaufhörlich über die tosenden Wellen und ließ die entzündeten Lichter erneut aufflackern, die einen totenbleichen, unheimlichen Widerschein verbreiteten, der Licht und Schatten vermischte, was diesem Bild einen unwirklichen, düsteren Ton verlieh.

Esperanza spürte, wie sie langsam ihren Verstand verlor, ihr Blick nahm die völlige Unbestimmtheit des Wahnsinns an; die Angst, welche sie zuvor unterjochte, floh vor ihr und das Mädchen näherte sich dem schwarzen Felsen.

Dann geschah, was niemand begreifen kann, was niemand in Worte fassen kann, die doch immer nur kalt und schwerfällig sind...

Der Mann mit der Stola wandte sich zu den Umherstehenden und sagte

mit lauter Stimme:

-Lorenzo! Es ist soweit, komm näher und umarme deinen Sohn ein letztes Mal.

Man hörte unter den Männern tränenerstickte Seufzer, klagendes Ächzen, schmerzerfüllte Stimmen, die einem das Herz zerrissen.

-Auf Wiedersehen, geliebter Sohn! Lebwohl auf ewig!... -rief Lorenzo und fiel bewusstlos zu Boden.

Zwei Männer kamen hervor und rissen das Tuch fort, welches das sonderbare Bündel bedeckte, und so wurde Faustos bleicher, verhärmter Leichnam allen Blicken Preis gegeben.

Esperanza sah all dies; Esperanza stürze auf den Leichnam zu, aber im selben Augenblick hörte man das Geräusch eines Körpers, der ins Wasser fiel und das ihn niemals wieder zurückgeben sollte.

Die Männer wandten sich um, um zu sehen woher der Schrei kam, der sie inmitten ihres fürchterlichen Sakrilegs überraschte, und als sie zwischen den Schatten jene weiß gekleidete, totenbleiche Gestalt wahrnahmen, deren verzerrte Gesichtszüge von den zitternden Lichtern erleuchtet wurde, schien es ihnen ein Gespenst zu sein:

-Erbarmen! schrien sie entsetzt und zerstreuten sich in alle Himmelsrichtungen-. Der Teufel ist hinter uns her!

Sie verschwanden über alle Wege, die zum Strand führten. Währenddessen irrte Esperanza durch die leere Sandebene und stieß immer wieder rasend schallendes Gelächter aus.

Wer wäre in der Lage, ihrem panischem Lauf zu folgen? Lasst uns inne halten; das arme Mädchen hat den Verstand verloren..., es wäre unnütz, einer Wahnsinnigen hinterherzulaufen...

Für die armen Fischer war jene Nacht reich an absonderlichen Ereignissen,

aber das Unheil, welches wie die Luft verpestender Regen auf den traurigen, öden Ort fiel, nahm weiter seinen Lauf. Als die verängstigten Seeleute den schmutzigen Haufen ihrer elenden Baracken zu Gesicht bekamen, waren diese in den hellen Schein einer Feuersbrunst eingetaucht.

Die Flammen wuchsen und breiteten sich aus, sie schienen mit ihren Feuerzungen das unglückliche Dorf zu umschlingen.

-Der Zorn der Hölle verfolgt uns! -riefen diese armen Teufel aus.

Unterdessen stieg der Rauch in riesigen Spiralen zum Himmel hinauf und die glühenden Funken des Feuers ergossen sich in alle Richtungen; es schien als wollten sie zum Treffen der abergläubischen Frevler hinausgehen. Der unendliche Himmel, die unfruchtbare Erde, das schlafende Meer, der ferne Horizont, all das spiegelte sich im Flammenlicht, all das schien vom blutigen Feuerschein überströmt, der Albertos Herrensitz verschlang!...

Teresa hatte ihr Wort gehalten.

7 In der antiken, griechischen Mythologie ist Herakles oder Herkules ein Halbgott, Sohn des Zeus und der Alkmene. Herkules ist für seinen Mut und seine Stärke berühmt. Aus Sühne hatte er die sogenannten „Zwölf Arbeiten des Herakles“ zu verrichten. Nach seinem Tod kommt er zu göttlichen Ehren und wird in den Olymp aufgenommen.

8 Der Felsen besitzt die Form eines Kreuzes.

15 In den Texten des französischen Schriftstellers Alexandre Dumas' (1802-1870) werden die *Bretonen*, Bewohner der im nordwestlichen Frankreich liegenden *Bretagne*, gemeinhin als dickköpfig dargestellt.

16 Das Zufallsurteil als Mittel der Konfliktlösung hat eine lange Tradition, vgl. z.B.: Andreas Dietrich Jacobi: *Dissertatio Juridica De iudice fortunae* (Juristische Dissertation über das Zufallsurteil). Halle/Saale, Zeitler 1702. Aktueller: Wilfried Krüger: *Grundlagen, Probleme und Instrumente der Konfliktbehandlung in der Unternehmung*. Dunker & Humblot, Berlin 1972, S. 98-99.

Anmerkungen zu Kapitel XIV

1 Rosalía de Castro zitiert hier wieder aus Goethes *Werther* (vgl. *Kapitel II Teresa*) in der Übersetzung von Louis Enault: *Werther / par Goethe*; trad. nouv. et notice biographique et littéraire de Louis Enault. L. Hachette, Paris 1855. Das Zitat befindet sich dort auf S. 194. Es handelt sich um die letzten beiden Sätze des Brief-Romans, welche vom fiktiven Herausgeber der Briefe Werthers nach dessen Selbstmord gesprochen werden. In Goethes Original lauten diese: „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.“

2 Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) gilt bis heute wohl als der bedeutendste deutsche Schriftsteller.

3 Im 16. Kapitel des Markus-Evangeliums sind es Maria Magdalena, Maria, des Jakobus Mutter und Maria Salome, die das Grab Jesus Christus besuchen und seine Auferstehung bemerken. Nach galicischem Volksglauben hat die Anwesenheit von drei Frauen mit dem Namen Maria etwas magisches an sich.

4 Das Zitat stammt aus: José de Espronceda: *El Diablo Mundo*, in: *Obras poéticas de Don José de Espronceda* ordenadas y anotadas por J. E. Hartzenbusch, París, Baudry, Librería Europea, 1858. S. 286. Dort heißt es allerdings: „Reina siempre en redor del cuerpo muerto / una tan honda soledad y olvido, /“. Rosalía de Castro zitiert: „*Hay siempre en derredor del cuerpo muerto una tan honda soledad y olvido*“.

5 Zu Byron vgl. Anm. zu *Kapitel II Teresa*. Das Zitat konnte nicht eruiert werden.

6 Die Einsiedelei San Roque liegt in der Nähe von Muxía. Dort sollen seit alter Tradition heidnische Riten praktiziert werden. So wird von einem Brauch berichtet, bei dem man den Toten, welche in der Einsiedelei aufgebahrt werden, einige Münzen auf die Brust legt, damit sie die Fahrt ins Jenseits begleiten können. Dieser Brauch verweist wieder auf die griechische Mythologie. Dort setzt der Fährmann Charon (griechisch Χάρων) die Verstorbenen über den Totenfluss (Lethe, Styx oder Acheron genannt) über, sofern sie die traditionellen Begräbnisriten empfangen und einen Obolus (Geldmünzen, dem sogenannten „Charonspfennig“) für die Fahrt bezahlt haben. Nur dann bringt der Fährmann Charon die Toten zum Eingang des Hades (Unterwelt, Totenwelt). Die Münzen werden den Toten auf die geschlossenen Augen oder unter die Zunge gelegt. Dem antiken Glauben nach wird denjenigen Toten die Überfahrt verweigert, welche nicht dem Kult gemäß bestattet worden sind. Sie seien dazu verdammt, als Schatten umherzuirren.

7 In der ersten Szene des ersten Aktes Shakespeares Drama *Macbeth* fragt der Protagonist die Hexen: „Nun, ihr geheimen, schwarzen Nachtunholde! / Was macht ihr da?“ - und die Hexen antworten ihm: „Ein namenloses Werk.“ Zitiert nach der Übersetzung von Dorothea Tieck. Erstdruck in: *Shakspeare's dramatische Werke. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel. Ergänzt und erläutert von Ludwig Tieck*, Bd. 9, Berlin (Georg Andreas Reimer) 1832.